

Berliner Intellektuelle um 1800
Band 4

Selma Jahnke, Sylvie Le Moël (Hrsg.)

BRIEFE UM 1800
ZUR MEDIALITÄT VON GENERATION



BWV • BERLINER WISSENSCHAFTS-VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8305-3550-8

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung
der Deutschen Forschungsgemeinschaft

DANKSAGUNG

Dieser Sammelband ist hervorgegangen aus den Beiträgen zu einer für alle Beteiligten sehr beflügelnden Konferenz. An dieser Stelle sei deshalb noch einigen Personen gedankt, die außer den hier versammelten Autoren zum Gelingen der Veranstaltung maßgeblich beigetragen haben: Janin Afken für die inspirierte Mitentwicklung der Fragestellung, Sophia Zeil für Layout der Plakate und Flyer, außerdem zusammen mit Johanna Preusse für den guten Ablauf und die funktionierende Technik der Veranstaltung, Vinzenz Hoppe und Jochen Strobel für interessante Vorträge, Alexander Nebrig für die Tagungsbeobachtung und in besonderer Weise – für Tagung wie Veröffentlichung – Anne Baillot, die uns mit Rat und Tat (und zwar beidem im Übermaß) immer zur Seite gestanden hat.

Berlin, Juli 2015,
die Herausgeberinnen

© 2015 BWV • BERLINER WISSENSCHAFTS-VERLAG GmbH,
Markgrafenstraße 12–14, 10969 Berlin
E-Mail: bwv@bwv-verlag.de, Internet: <http://www.bwv-verlag.de>
Printed in Germany. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen,
der photomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten.

DIE BRIEFE MÜSSEN „IMMER
IN WEIBLICHE HÄNDE KOMMEN“

GENERATION UND GESCHLECHT IM BRIEFWECHSEL
VON CAROLINE UND WILHELM VON HUMBOLDT

Martina Wernli

1830, anderthalb Jahre nach dem Tod Caroline von Humboldts, ordnet ihre älteste Tochter, ebenfalls Caroline genannt, die Briefe ihrer Eltern. Wilhelm von Humboldt liest zu dieser Zeit einige dieser Briefe der „Mutter“, wie er seine verstorbene Frau nennt, erneut. Er schreibt an seine Tochter Gabriele, er sei in

[...] einer noch eigeneren Stimmung als sonst, so versenkt in die Erinnerung der Vergangenheit des Lebens mit der Mutter, daß es eigentlich mein einziger Gedanke ist. Caroline hat dir vielleicht geschrieben, daß sie die Briefe zwischen der Mutter und mir ordnet. Sie legt sie, soviel sie kann, jahrweise und bringt sie mir dann. So fing ich an, einige zu lesen, und nun kann ich mich nur immer mit Mühe davon losreißen. Es fehlt Vieles, aber unglaublich viel hat sich erhalten.¹

Besonders betont er die „Schönheit“ auch der frühen Briefe und bemerkt, „ein Schatz von Gedanken“ sei darin aufzufinden.

Der materielle Schatz – rund tausend Briefe der beiden aus der langen Zeitspanne von 1788 bis 1829 sind publiziert erhalten – beinhaltet unterschiedliche Arten und Funktionen von Briefen, und sie sind auf vielfache Weise mit der Thematik

¹ Humboldt an Gabriele, Tegel, den 2. Okt. 1830, in: Anna von Sydow (Hrsg.), *Gabriele von Bülow. Tochter Wilhelm von Humboldts. Ein Lebensbild. Aus den Familienpapieren Wilhelm von Humboldts und seiner Kinder. 1791–1887* (Berlin, 1902), S. 281. Der Untertitel legt nahe, dass hier ein Lebensbild einer „unbekannten“ Frau deshalb interessant ist, weil es sich an einen bekannten Mann anknüpfen lässt. Gabriele lebte von 1802 bis 1887. Am 10. Januar 1821 heiratete sie den königlich-preußischen Staatsminister Heinrich von Bülow.

² Ebd.

Geschlecht und diversen Arten von Generation(-alität) verbunden.³ Dieser historisch spezifischen Verbindung von „Brief“, „Geschlecht“ und „Generation“ gelten die folgenden Ausführungen. Sie beziehen sich hauptsächlich auf den Zeitraum um 1800, da aber die Briefe von Anna von Sydow, geborene von Heinz und Urenkelin Humboldts, im Jahr 1905 publiziert wurden, rückt ein zweiter Schwellenraum, nämlich derjenige um 1900, in den Blick. Dieser Vergleich der Zeiträume bietet sich an, weil von Sydow als Herausgeberin den Briefwechsel ihrerseits mit „Geschlecht“ und „Generation“ in Verbindung bringt.

Die Gattung Brief erlitt in jenen hundert Jahren zwischen 1800 und 1900 einen drastischen Bedeutungsverlust: Um 1800 erlebt das Zeitalter der Briefe seinen Höhepunkt, sodass Georg Steinhausen in seiner *Geschichte des deutschen Briefes* von 1891 aus Distanz darauf zurückblickend behaupten kann: „[S]eine eigentliche Geschichte liegt hinter uns“.⁴ Um 1900 dagegen sind also auch die humboldtschen Briefe zu Erinnerungstücken geworden, sie sind nur mehr Objekte, die man vererben kann. Briefe werden in diesem Zeitraum weniger exzessiv geschrieben, wichtige Nachrichten können mittels Telegrammen überbracht werden – Briefe werden deshalb häufig als Zeugnisse der Vergangenheit gelesen. Auch die Rolle der Geschlechter hat sich in der Zwischenzeit verändert. In Bezug auf das Schreiben lässt sich festhalten, dass sich weibliches Schreiben um 1800 (noch) auf das Medium Brief konzentriert. Frauen schreiben zwar auch andere Texte, diese werden aber selten publiziert. Briefe hingegen gelten, wie unten ausgeführt wird, als „weibliche Gattung“, hier findet weibliches Schreiben Aufmerksamkeit und Lob – wie etwa im Fall der Briefe von Caroline von Dacheröden. Um 1900 ist dagegen eine weibliche Autorschaft auch in anderen Gattungen als nur im Brief durchaus möglich. Diese neuen Möglichkeiten werden aber auch als Bedrohung wahrgenommen: Im Zuge einer Verunsicherung, welche die unterschiedlichen Geschlechtermodelle in einer ökonomischen und politischen Krisen-

3 Folgt man Cord-Friedrich Berghahns wegweisenden Ausführungen zu diesem Briefwechsel, so enthält er gar „ein entscheidendes Kapitel der anthropologischen Neubesetzung von Weiblichkeit um 1800“. Cord-Friedrich Berghahn, „Das Schreiben der Liebe. Wilhelm von Humboldt an Caroline von Dacheröden“, in: Renate Stauff, Annette Simonis, Jörg Paulus (Hrsg.), *Der Liebesbrief. Schriftkultur und Medienwechsel vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart* (Berlin/New York, 2008), S. 81–106, hier S. 82.

4 Steinhausen fährt fort: „und es scheint, als ob es mit einer weiteren Entwicklung überhaupt vorbei sei. Die Briefe der Vergangenheit aber waren uns, so hoffe ich, nicht kuriose vergilbte Blätter, nicht trockene Berichte von Ereignissen und Personen, sondern Wegweiser in der Lebens- und Geistesgeschichte unseres Volkes“; vgl. Georg Steinhausen, *Geschichte des deutschen Briefes* (Berlin, 1891), S. 410.

zeit auch spiegeln, wird etwa mit der Edition der Briefe der Brautleute versucht, an eine Geschlechterordnung, wie sie im 18. Jahrhundert üblich war, zu erinnern und diese bewahrend zu festigen. Paradoxerweise versucht von Sydow dies gerade mit einem Briefe schreibenden Paar, das keine traditionelle Ehe führte. Die Funktionalisierung der Briefedition um 1900 bildet damit eine andere Außergewöhnlichkeit ab: Edition und Rezeption betonen eine romantische Beziehung, die als besonders stabil verstanden wird.

Die folgenden Überlegungen sind in vier Abschnitte gegliedert. Zuerst soll die Initiierung des Briefwechsels im Rahmen eines Tugendbundes erörtert werden, darauf folgt zweitens die Thematisierung der Eheverhandlungen als intergenerationelles Schreiben in und mit Briefen, drittens werden Beobachtungen zu den präsentierten Geschlechterbildern angestellt und in einem abschließenden vierten Teil stehen die Briefe in ihrer Funktion als Erbe und Verpflichtung im Zentrum. Der Briefwechsel wird historisiert und mit zeitgenössischen Texten und unter Einbezug von Paratexten wie den Vorworten in den späteren Briefherausgaben kontextualisiert.

I DIE „GENERATION TUGENDBUND“

Caroline von Dacheröden und Wilhelm von Humboldt lernten sich brieflich kennen. Beide wurden kurze Zeit nacheinander Mitglieder eines von Henriette Herz gegründeten Tugendbundes und begannen sich in diesem Rahmen zu schreiben.⁵ Diesem ersten, brieflich geschlossenen Bündnis im Kollektiv folgten zwei Treffen und nach längerer Verhandlungszeit mit den Eltern schließlich der Ehebund, der auf Grund der häufigen Reisen ebenfalls wieder durch Briefe gestützt und dokumentiert wurde. Briefe initiierten somit diese Beziehung, sie führten zur Ehe und die nicht ganz konventionelle Eheführung wiederum – hier vor allem in Bezug auf die phasenweise geografische Distanz der Protagonisten interessant – ließ eine beachtliche Menge Briefe entstehen. Der humboldtsche Briefwechsel bietet somit quantitatives wie qualitatives Potential für eine Betrachtung von Generation und Geschlecht im Brief.

Doch noch einmal zurück: Am Anfang stand der die beiden Menschen zusammenführende Tugendbund. Ausführungen über diesen finden sich etwa im 1850 von Julius Fürst herausgegebenen Werk *Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen*.

5 Die Biographin Dagmar von Gersdorff schreibt, Carl v. La Roche habe Humboldt gebeten, Dacheröden für den Tugendbund zu gewinnen. Dagmar von Gersdorff, *Caroline von Humboldt. Eine Biographie* (Berlin, 2011), S. 21.

Herz erinnert sich darin vor allem ihrer Bekanntschaft mit Wilhelm von Humboldt. Ihre eigene Rolle sah sie für die Stiftung der humboldtschen Ehe als maßgebend an, sie schreibt:

Dieser Bund gab auch später Anlaß zu seiner Heirath. Der Briefwechsel mit Caroline von Dacheröden, in welchem sie uns Herz und Sinn auf die gemüthvollste und geistreichste Weise eröffnete, hatte sie uns als seiner völlig würdig kennen gelehrt. Therese Heyne hatte bereits Forstern geheiratet, und so konnten wir ihm rathen, die Bekanntschaft dieser ihm geistig Ebenbürtigen zu machen. Er befolgte den Rath, fand sie unserer Schilderung mehr als entsprechend, und sie wurden ein Paar.⁶

Die Gründung des Bundes beschreibt Herz in einer auffällig unbeteiligt wirkenden Passivkonstruktion (sie lautet nämlich: „In dem Kreise der Bekannten wurde bald darauf ein Bund gestiftet“),⁷ und teilt das Ziel dieses Bundes mit: Dieses sei die „gegenseitige geistige Heranbildung, so wie Uebung werktätiger Liebe“ gewesen. „Es war ein Bund in aller Form“, führt Herz weiter aus, „denn wir hatten auch ein Statut und sogar eigene Chiffren“.⁸ Im Tugendbund mit dabei waren Carl von La Roche (der Sohn von Sophie von La Roche), Brendel Mendelssohn (spätere Dorothea

Veit respektive Schlegel), ihre Schwester Henriette Mendelssohn, Caroline Lengefeld (spätere von Beulwitz respektive von Wolzogen),⁹ Therese Heyne (spätere Forster und dann Huber) und eben Caroline von Dacheröden (spätere von Humboldt). Es sind also die in den 1760er Jahren Geborenen, die auf Grund einer herausragenden Persönlichkeit, wegen Verwandtschaftsverhältnissen oder besonderen Leistungen in diesen Bund aufgenommen werden. Hier von einer „Generation Tugendbund“ zu sprechen, ist damit einerseits zeitlich mit den Jahrgängen der Beteiligten, andererseits auch qualitativ begründet, indem nämlich unter Einhaltung spezifischer Auswahlkriterien eine Vereinigung „Gleicher“ generiert wird. Zu Beginn dieses Prozesses konnten sich die Mitglieder nicht alle persönlich, einige von ihnen sollten sich erst Jahre später begegnen, nachdem der kurzlebige Bund längst wieder vergessen war. Neben der Gemeinsamkeit der „Generation“ fällt aber auch das etymologisch verbundene Genus – das Geschlecht – und konkreter das Geschlechterverhältnis auf, überwiegen im Bund doch die weiblichen Mitglieder, was spätere Verallgemeinerungen erlaubt, wenn Wilhelm etwa von „den Frauen“ oder über „die Weiber“ schreibt, mit denen er vor allem in Berlin weiterhin verkehrte. Der Tugendbund zeigt in seiner Anlage – mit den 1760ern, den ausgewählten Persönlichkeiten und der Dominanz von Frauen – eine Verbindung der Kategorien „Generation“ und „Genus“ auf. Diese Verbindung manifestiert sich im Medium Brief.

In der Blütezeit dieses Tugendbundes pflegten seine Mitglieder einen Briefwechsel, dessen Komplexität mit einem dualen Kommunikationsmodell mit Absender und Adressat nicht erfasst werden kann. Briefe wurden etwa innerhalb von Briefen mittels Zitaten wiedergegeben, es zirkulierten Abschriften, sogar ganze Briefsammlungen Dritter wurden mit eigenen Briefen mitgeschickt. Briefe sind also das Medium, sie werden über ein einfaches Vermitteln hinaus auch Transportmittel für die eigene Gattung. Die Briefe übertragen Botschaften wie auch weitere Briefe oder Briefexzerpte. Wer genau neben dem intendierten Adressaten die Briefe auch noch lesen wird, ist für die Schreibenden der Zeit im Voraus jeweils nicht abschätzbar. Dadurch sind die Tugendbund-Briefe immer auch potentielle Visitenkarten und müssen als solche für die eigene Persönlichkeit einstehen können. Wilhelm schreibt beispielsweise: „Du wünschst die Briefe der Forster zu lesen. Ich schicke Dir, soviel ich habe.“¹⁰ Caroline

6 Julius Fürst (Hrsg.), *Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen* (Berlin, 1850), S. 151. Herz, die ihre eigene Briefkorrespondenz vernichtet hatte, berichtete Fürst mündlich über ihr Leben und ihre Bekanntschaften, Fürst bezieht sich allerdings auch auf angebliche Tagebucheinträge, deren genauere Quellen nicht angegeben werden. Wilhelm seinerseits schreibt an Caroline über Henriette: „Aber ich muß Dir noch von Jetten erzählen. Es ist doch ein sonderbares Weib, wirklich so kleinlich, von wenig innerem Gehalte. Ich fühle das immer mehr und mehr, und es tut mir leid, weil ich selbst empfinde, daß ich noch kälter und wirklich verschlossen dadurch werde. Aber sie fordert auch so Vertraulichkeit, und ich kann nicht von Dir mit ihr reden. Sie versteht einen doch nicht, und ist gleich so fordernd, so anmaßend“; Humboldt an Caroline, [Berlin], Sonnabend, 18. Sept. 1790, in: *Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen*, hrsg. von Anna von Sydow, 7 Bde, Bd. 1: *Briefe aus der Brautzeit 1787–1791*, 6. Aufl. (Berlin, [1906] 1910), S. 216. Aus dieser Ausgabe wird fortan mit der Sigle B für „Briefwechsel“ und der Angabe des Bandes direkt zitiert. Meine Ausführungen konzentrieren sich auf den ersten Band des Briefwechsels. Von Sydows asymmetrische Verwendung von Vor- und Nachname (meist wird die weibliche Protagonistin „Caroline“, der männliche Protagonist „Humboldt“ genannt) wird hier in den bibliographischen Angaben als Zeugnis historischer Geschlechterbilder übernommen, im Fließtext werden im Versuch einer Symmetrisierung nach Möglichkeit beide Vornamen verwendet.

7 Fürst (wie Anm. 6), S. 149.

8 Ebd. Herz betont an derselben Stelle auch, sie hätte noch längere Zeit in Chiffren verfasste Briefe von Humboldt besessen – überliefert sind diese jedoch nicht.

9 Die Freundschaft zwischen Dacheröden und Beulwitz lässt sich auf die Lektüre eines Artikels von Beulwitz in Sophie von la Roches Zeitschrift *Pomona* zurückführen, worauf Dacheröden schriftlich reagierte. Siehe dazu von Gersdorff (wie Anm. 5), S. 19 f.

10 Humboldt an Caroline, Göttingen, den 20. März 1789, B (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 31.

thematisiert in ihrer Antwort in Bezug auf Forsters Briefe gerade die Unzulänglichkeit und die Grenzen der Gattung. So schreibt sie im April 1789:

Dank für die Briefe der Forster. Sie sind es wert, daß Du ein Studium daraus gemacht, aber Du kannst es auch nur allein. Für den, der sie nicht kennt, bleiben in dem Gang ihrer Ideen Lücken, die nur für diejenigen ausfüllbar sind, die sie näher beobachtet haben. Doch war jeder Gedanke, den ich verstehen und in dem ich ihr folgen konnte, mir äußerst interessant.¹¹

Man lernt sich also in und durch Briefe kennen und schreibt immer für eine Gruppe, auch wenn nur ein Name als Adressat eingesetzt wird.

Der Bund dieser jungen Menschen existierte somit nur aufgrund und in der Gattung Brief, der Tugendbund war damit an seine eigene Medialisierung gebunden, konnte sich nur als medialisierter zeigen und ist – abgesehen von autobiografischen Aussagen wie etwa denjenigen Herz' – nur in dieser Form überliefert. In den Briefen offenbarte man sich einander in der Tradition der Empfindsamkeit, und es wurden Statuten sowie der Charakter von Bekannten und möglichen neu Aufzunehmenden diskutiert. Einzelne Mitglieder wurden den andern in schwärmerischen Tönen angepriesen, so schreibt etwa Caroline an Wilhelm über ihre Namensvetterin (Beulwitz/Wolzogen): „Du mußt dieses herrliche Weib sehen, wenn Du hierher kommst.“¹² Innerhalb dieses geregelten, schriftlichen Schwärmens schreibt Wilhelm beispielsweise in einem Gedicht vom Verlangen, an Carolines „Schwesternbusen“¹³ gedrückt zu werden. Im Gedicht werden Tugend, Liebe und Verbindung wie folgt verknüpft: „Nie zerreißt ein Liebesband, / Von der Tugend selbst geschlungen. / Siehst Du nicht im Sternenland, / Wenn wir endlich ausgerungen / Dieses Pilgerleben, ausgeweit / Jedes Leiden, dort uns fest vereint?“¹⁴ Caroline antwortet in ähnlichem Duktus: „Lieber Bester! Daß man so lieben kann, wie wir uns lieben, das ist doch des Himmels bestes

11 Caroline an Humboldt, [Erfurt], Donnerstag, den 9. April 1789, B (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 35. Dass Dacheröden nicht gerade begeistert über Forster schreibt, mag auch daran liegen, dass sie meinte, Humboldt sei verliebt in sie. Siehe dazu den Brief von Caroline an Humboldt, [Erfurt], den 14. Januar/Freitag abend 1790, B (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 67.

12 Caroline an Humboldt, [Erfurt], den 3. November 1788, B (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 10 f. Und Wilhelm antwortet: „Es muß ein herrliches Weib sein, Deine Lina“; vgl. Humboldt an Caroline, [Erfurt], 2. Januar 1789, B (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 13.

13 Humboldt an Caroline, Im August 1788, B (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 5.

14 Ebd., S. 6.

Geschenk, ist aller Tränen des Schmerzes, aller Leiden wert“.¹⁵ Während die beiden also anfangs noch den statuarisch geforderten, schwärmerischen Tonfall beibehalten, gesteht Wilhelm in späteren Briefen das Missbehagen gegenüber diesem regulativ vorgegebenen Schreiben ein.¹⁶

Der Briefwechsel zwischen Caroline und Wilhelm trat mit der Zeit neben diesen Gruppenbriefwechsel und erwarb eine eigene Existenz. So konnte das Tugendbundesverhalten auch reflektiert und kritisiert werden, gleichzeitig musste aber die Eigenheit der „privat-Schrift“¹⁷ (wie Zedlers *Universal-Lexicon* es nennt) eines Briefes erst erschrieben werden. Die Briefe aus der Brautzeit entwickeln erst im Laufe der Zeit eine Eigenständigkeit. Der Briefwechsel könnte so als Exempel für die von Jörg Paulus konstatierte „Instabilität der Intimität in Briefen“¹⁸ um 1800 gelesen werden. Paulus geht davon aus,

[...] dass das Erschreiben von Liebe um 1800 briefstellerisch gesehen gerade nicht in einem rhetorisch und mentalitätsgeschichtlich stabilisierten und somit distinkt bestimmbareren Raum stattfindet, sondern vielmehr in einem briefstellerischen Leerraum, in dem die philologisch verzeichenbaren Abweichungen, Varianten, Verschreibungen etc. als Zeichen einer nicht-regulierten Suche nach Intimität gedeutet werden können.¹⁹

Ein solches individuelles „Erschreiben von Liebe“ kann bei Humboldt und Dacheröden beobachtet werden. Die von Caroline und Wilhelm gewählte Sprache und die Anreden werden mit der Zeit zusehends intimer,²⁰ sie nennen sich Li oder Lina und Bill und verwenden Spitznamen für andere Menschen: Carolines Bruder Ernst etwa

15 Caroline an Humboldt, Burgörner 1788, den 24. Aug. abends, B (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 7.

16 Das Festhalten an den Statuten beschreibt auch Caroline einmal als „[n]ärrisch“; vgl. Caroline an Humboldt [Erfurt], Donnerstag, den 9. April 1789, B (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 36.

17 Zedlers *Universal-Lexicon*, Bd. 4, S. 695; <<http://www.zedler-lexikon.de/>>, [Stand: 21.11.2013].

18 Jörg Paulus, *Philologie der Intimität. Liebeskorrespondenz im Jean-Paul-Kreis* (Berlin/New York, 2013), S. 81.

19 Ebd. Paulus weist auch das Fehlen des Themas Liebesbrief in den Briefstellern der 1780er und 1790er Jahre nach (ebd., S. 89).

20 Berghahn spricht davon, dass die im Tugendbund gelernte „Liebessemantik“ „im Briefwechsel mit Caroline dann umcodiert“ werde; vgl. Berghahn (wie Anm. 3), S. 86.

wird das „Sternbild“ genannt,²¹ Friedrich von Beulwitz wird in der Privatkorrespondenz zum „insipide époux“²² (also zum faden Ehemann) oder das humboldtsche Schloss Tegel zum „palazzo di noja“²³ (Schloss Langeweile). Die duale Kommunikation erlaubt es Wilhelm auch, aus Berlin vom „Familienennuis“, dem Ärger mit seiner Mutter, zu berichten.²⁴ Wo gemäß den Vorgaben des Bundes eine Chiffrenschrift als semiotisches Ausschlussverfahren verwendet worden ist, stellen zu diesem späteren Zeitpunkt der Bekanntschaft Ausdrücke in Fremdsprachen und die Verwendung von Beinamen eine private Verbindung zwischen den Schreibenden her. Dieser besondere Sprachgebrauch bedarf für das Gelingen einer Lektüre einer Entschlüsselung und Kommentierung, was die Herausgeberin der Briefe mittels Anmerkungen in Fußnoten leistet. Ein zunehmend privates und eigenen Regeln gehorchendes Schreiben der beiden Protagonisten wendet sich zunehmend gegen etwaige fremde Mit-Leser. Mit der individuelleren Sprache geht aber auch die Aufnahme anderer Themen einher. Die beiden tauschen sich etwa über ihre Lektüren aus, Wilhelm schreibt so von seiner späten Entdeckung *Werthers*.²⁵ Es ließe sich also in Bezug auf die Literatur auch von einer „Generation Werther“ sprechen, die über dieses Werk nicht nur durch ihre eigenen, faktualen Briefe, sondern auch durch die Lektüre fiktiver Briefe verbunden ist. Den Mitgliedern des Bundes ist nicht nur das Schreiben, sondern auch das Lesen von Briefen und Briefromanen gemein. Im Weiteren wird das Verhalten gemeinsamer Bekannter beobachtet und beschrieben – Stoff dazu gibt etwa Schillers Brautwahl her. So schreibt Caroline vor Schillers Hochzeit über die Schwestern Charlotte und Caroline Lengefeld: „wie sonderbar hat das Schicksal dieses [sic] verschlungen, doch nein, sie haben sich selbst vieles verwirrt.“ Und sie urteilt über Charlottes Verhalten

gegenüber ihrer Schwester unter Verwendung eines moralisierenden Bildes aus der Botanik: „Das sind die Früchte, wenn man die Pflanze nicht in dem Erdreich läßt, für welches sie bestimmt war.“ Später im selben Brief notiert sie dann über Schiller: „Eine Unerklärbarkeit bleibt mir in Schiller. Hat er nie Carolines Liebe empfunden, wie konnte er mit Lotte leben wollen? Hat er sie gefühlt, so nahm er die Verbindung mit Lotte nur als Mittel an, mit jener zu leben. – O, möge die Zeit dies freundlich lösen.“²⁶ Wilhelm stimmt Carolines Beurteilung zu.²⁷

Unabhängig von der Themenwahl soll das Schreiben von Briefen so die Distanz zwischen den Protagonisten überbrücken, es ersetzt die physische Nähe und wird zum schriftlich gefassten Reden, wie Wilhelm es einmal knapp formuliert: „Ich kann nicht sein, ohne mit Dir zu reden.“²⁸ Damit steht der Briefwechsel in der Tradition des Ersatzes für ein Gespräch, wie es in Zedlers *Universal-Lexicon* Mitte des 18. Jahrhunderts schon beschrieben wird: Der Brief „ist eine kurtze, wohlgesetzte und von allerhand Sachen handelnde Rede, so man einander unter einem Siegel schriftlich zuschickt; wenn man nicht mündlich mit einander sprechen kann.“²⁹ Auch die Mitglieder des Tugendbundes konnten oft nicht mündlich miteinander kommunizieren und schrieben deshalb Briefe, gleichwohl unterscheiden sich die Brautbriefe von den Tugendbundbriefen. Die Erstgenannten beginnen Letztere zu überschreiben. In die-

21 Z. B. schreibt Caroline an Humboldt [Burgörner], den 2. Juli 1790, 2 Uhr, Freitag morgen, B (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 191: „Das Vernünftigste, was Papa tun könnte, wäre doch eigentlich, mit uns zu ziehen und das Sternbild an den Zeitzischen Himmel zu versetzen. Im letzten Brief schreibt es, der jetzige Stiftungsrat habe nun förmlich resigniert, er aber noch nicht mit dem Koadjutor gesprochen.“ Der Bruder wird zum sächlichen Sternbild, das dann im Laufe des Satzes doch wieder das männliche Pronomen „er“ zugesprochen bekommt.

22 Caroline an Humboldt, [Erfurt], den 12. Feb. 1790, B (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 88.

23 Caroline an Humboldt [16. Sept. 1790], B (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 207.

24 Humboldt an Caroline [Berlin, zwischen dem 15. und 29. Januar 1790], B (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 74.

25 Wilhelm schreibt: „Werther las ich diesen Winter zum erstenmal. [...] O! Lina, welch ein Buch!“ Es folgt eine längere Ausführung dazu. Humboldt an Caroline, Göttingen, 22. Mai 1789, B (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 41. Siehe zur *Werther*-Lektüre auch Berghahns Ausführungen; vgl. Berghahn (wie Anm. 3), S. 92.

26 Caroline an Humboldt, [Erfurt], den 14. Jan. 1790, B (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 69.

27 Er schreibt: „Über Caroline und Schiller denke ich leider wie Du. Die Unerklärbarkeit in Schiller sagt ich Dir auch schon. Aber laß es billig sein. In der Empfindung schneidet sich nicht durch ‚entweder, oder‘ ab.“; vgl. Humboldt an Caroline, [Berlin, zwischen dem 15. und 18. Januar 1790], B (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 76. Viel später, nach Carolines Tod, wird Wolzogens Werk *Das Leben Schillers* für Wilhelm zu einem Werk der Erinnerung, er schreibt an Gabriele: „Diese Sehnsucht nach der Zeit, die nicht wiederkehrt, ist nämlich noch aufs Neue recht in mir durch der Wolzogen ‚Leben Schillers‘ geweckt worden. Wir werden es Dir schicken. Es ist unendlich schön geschrieben. Eine Frau hat in keinem Lande etwas so Schönes hervorgebracht, und ein Mann könnte es gar nicht. Es schwebt um das Ganze und alles Einzelne ein wahrer weiblicher Zauber. Ich sehe es jetzt wieder so deutlich in den Briefen der lieben Mutter, in ihr und in der Wolzogen ging wie eine neue schöne Weiblichkeit auf. Die Mutter war unendlich mehr als die Wolzogen; von höherem Geist, tieferem Gefühl, größerem und dabei doch einfach anspruchsloserem Wesen. Es war ein reinerer, schönerer und so unendlich mehr Sicherheit und Zuversicht gewährender Gehalt in ihr. Aber Beide waren sich doch wieder sehr gleich, und die Mutter verdankt der Wolzogen sehr viel [...]“; Wilhelm von Humboldt an seine Tochter Gabriele, Tegel, den 24. Jan. 1831, in: *Gabriele von Bülow* (wie Anm. 1), S. 289 f.

28 Humboldt an Caroline, [Berlin], den 29. Junius 1790, B (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 185.

29 Zedler (wie Anm. 17), S. 695.

sem schriftlichen Gespräch wird zunehmend eine mögliche Heirat zum Thema, eine Heirat, die aber erst ausgehandelt werden muss, wie der folgende Abschnitt zeigt.

II EHEVERHANDLUNGEN MIT INTERGENERATIONELLEN BRIEFEN

Nach der nicht öffentlich bekannt gegebenen Verlobung der beiden im Dezember 1789 dominiert die Frage nach dem Zeitpunkt der angestrebten Hochzeit die Briefe. Hinderlich in der Planung ist einerseits die ökonomisch wenig bequeme Situation des Paares. Andererseits müssen die beiden noch lebenden Elternteile, Vater Dacheröden und Mutter Humboldt, mit einbezogen werden. So tritt neben die Mitglieder der „Generation Tugendbund“ als „Individuen“ mit „vereinende[n] Erfahrungen und Eigenschaften“ eine genealogische Generation im Sinne der „Geschlechterfolge“.³⁰ Zu den untereinander nicht verwandten Vertretern einer Generation als synchrones Phänomen verstanden kommt hier der diachrone Aspekt von Generation verknüpft mit Verwandtschaft zum Tragen. Ab diesem Zeitpunkt zeigt der Briefwechsel die Vielschichtigkeit von „Generation“ auf.

Zumindest Dacheröden Senior ist von Beginn an informiert über die Verbindung; Wilhelm berichtet Caroline am 20. Februar 1790, er habe nun auch seine Mutter einweihen müssen, und er habe gesagt, „daß Dein [Carolines, MW] Vater schon eingewilligt hätte, und daß unsrer Verbindung jetzt nichts als unser Auskommen fehlte“.³¹ Sowohl Vater Dacheröden wie auch Mutter Humboldt schweigen jedoch hartnäckig zur angedeuteten Hochzeit, sehr zum Leid der Verlobten. Um die Heirat zum Thema und die elterliche Generation zum Sprechen zu bringen, beginnt ein Verhandlungsprozess, der brieflich ausgetragen wird und in dem zu initiiierende Briefe die Hauptrolle spielen. Im Januar 1789 schreibt Wilhelm an Caroline: „Auch über das Einleiten der Korrespondenz [der Eltern, MW] habe ich vortreffliche Pläne“.³² Er liefert seiner Verlobten gleich auch eine Anleitung für die Abfassung eines Briefes, scheint aber während des Schreibens auf die Idee gekommen zu sein, dass Dacheröden den Brief besser von Beulwitz schreiben lassen sollte:

30 Hans Ulrich Gumbrecht, Art. „Generation“, in: Klaus Weimar u. a. (Hrsg.), *Reallexikon der Deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte* (Berlin/New York, 1997), Bd. 1, S. 697–699, hier S. 697.

31 Humboldt an Caroline, [Berlin], 20. Feb. 1790, B (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 89.

32 Humboldt an Caroline, [Berlin, zwischen dem 15. und 29. Jan. 1790], B (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 75.

Ich riete also, Du schriebst ihr [der Mutter, MW] mit nächster Post. [...] Freilich wird's Dir sauer werden, über Dinge, die Dein Herz so füllen, in dem Tone reden zu müssen, den Du doch annehmen mußt, um verstanden zu werden. Indes brauchst Du auch auf der andern Seite gar nicht steif zu schreiben. Mama ist weder auf Titel, noch große Etikette, noch Zeremonien erpicht. Allenfalls könnte auch Caroline [Beulwitz, MW] das Meisterstück aufsetzen, die ist ja einmal gewohnt, an den *insipide époux* [Friedrich Beulwitz, MW] zu schreiben.³³

Briefe zu schreiben beinhaltet hier auch die Aufgabe, Schreibtaktiken auszutüfteln. Briefe werden innerhalb von Briefen entwickelt und diskutiert. Caroline Beulwitz schickt in diesem Fall dann tatsächlich die gewünschte Briefvorlage an ihre Freundin. Diese schreibt an Wilhelm: „Hier der Brief vor [sic] Mama. Er ist nicht auf heimischem Boden gewachsen, wie Du wohl sehen wirst. Ich habe ihn ein paar Tage antdatiert *pour rendre la chose plus touchante*. Du kannst der Mama anzuhören geben, daß ich krank gewesen, wenn sie etwa findet, daß er zu spät kommt“.³⁴ Die intergenerationelle Kontaktaufnahme folgt hier also in einem Brief, den Dacheröden nicht selbst verfasst, jedoch abgeschrieben hat und den Wilhelm, der die Briefvorlage von Beulwitz brieflich vorgeschlagen hatte, seiner Mutter überreichen soll. Kann der „Wille zum Briefe schreiben“ dann auch auf der anderen Seite endlich geweckt werden, schreibt Caroline triumphierend an Wilhelm:

Papa hat eine große Freude über den Legationsrat³⁵ gehabt. Schreib ihm ja selbst bald. Vor einigen Tagen sagte er mir: „Nun will ich Humboldt anfangen zu schreiben, es wird eine rechte Epistel werden. Den jungen Leuten, die immer nur ihren eignen Weg gehen wollen, kann man seine Meinung nicht deutlich genug machen.“ Aber laß Dich das nicht irren.³⁶

33 Humboldt an Caroline, [Berlin], 20. Feb. 1790, B (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 90.

34 Caroline an Humboldt [Erfurt], Mittwoch, den 10. März 1790, B (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 101.

35 Wilhelm hatte am 19. Juni 1790 aus Berlin geschrieben: „Ich bin Legationsrat, eben bekam ich das Patent. Papa [Dacheröden, MW] muß es nun doch erfahren, und ich schreib's ihm Dienstag, wo Du auch viel erhältst“; vgl. Humboldt an Caroline, [Berlin], den 19. Juni 1790, B (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 169.

36 Caroline fährt fort: „Den 22. Junius 1791 ist dennoch unsre Verbindung. Ich müßte ja nicht so klug sein als ich bin, wenn ich nicht das durchsetzen wollte. Und daß ich sehr klug bin, hat Caroline gesagt“; vgl. Caroline an Humboldt [Burgörner], Sonntag morgen, den 27. Juni 1790, B (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 185.

Den „jungen Leuten“ „seine Meinung“ kund tun, wird der Vater dann ebenfalls in Briefen, diese Briefproduktion wiederum wird in den Briefen der jüngeren Generation dokumentiert. So schreibt Caroline im Juli 1790 an Wilhelm: „Papa hat mir erzählt, daß er Dir selbst schriebe, einen weitläufigen, ellenlangen Brief ... ob er nun heute noch damit fertig werden wird, da wir Gesellschaft haben, weiß ich nicht. Ich bin eigentlich neugierig auf das, was dir Papa schreiben wird“.³⁷ Im materiellen, gerade entstehenden Brief der Tochter wird ein imaginärer Brief eines anderen (hier des Vaters) wie auch das Briefeschreiben an sich zum Thema, im überlieferten Briefwechsel wird damit ein anderer, potentieller Briefwechsel verhandelt und kommentiert, der seinerseits eine Ehe und ihren finanziellen und sozialen Rahmen aushandeln soll. Ist diese angestrebte Ehe selbst zwar nicht arrangiert, so sind es doch die Briefe, die sie flankieren. An die Stelle der floskelhaften, empfindsamen Seeleninspektionen im Briefeschreiben tritt zumindest vorübergehend eine Schreibpragmatik. So erteilt Caroline ihrem Geliebten etwa folgenden Rat: „Antworte Papa sobald und so umständlich als Du kannst, das wird ihn freuen“.³⁸ Diese Schreibpragmatik geht einher mit weiteren Umwegen, mit Maskierungen und Täuschungen. Schreiber und Adressat können mehrfach besetzt werden. Wer einen Brief entwirft, muss nicht dessen Absender werden. Später nämlich schreibt Wilhelm im Namen Carolines einen Brief an seine Mutter und lässt ihn von Caroline abschreiben und abschieken. In der Folge gerät er in die groteske Situation, dass ihm sein eigener Brief als scheinbar unbekannter vorgelesen wird. An Caroline schreibt er darüber: „Mama spricht noch oft von Dir und Deiner Einrichtung, und neulich hat sie mir Deinen Brief zu lesen gegeben. Du hättest dabei sein müssen, wie ich meinen eignen Wisch wieder mußte loben lassen“.³⁹ Die Hochzeitsbriefe fingieren damit Persönlichkeiten sowie eine scheinbare Authentizität des Schreibens und die kommentierenden Briefe reflektieren diese Schreibsituation. Heiraten um 1800 zeigt sich so in seiner Medialität und Gebundenheit an die Briefkommunikation.

Während die Elternbriefe (darin ähnlich den Tugendbundbriefen) Identität als maskenhaftes Rollenspiel praktizieren, das eine situative Komik hervorbringen kann, bürden die Liebesbriefe in ihrer adressierten Materialität für die Unverwechselbarkeit und Exklusivität der Individuen und ihrer Verhältnisse. Während also die von und für

andere konzipierten Briefe konkrete Ziele verfolgen und in ihrem zirkulären Einsatz, in dem die Grenzen zwischen Absender und Adressat verwischt werden, bestenfalls eine situative Komik hervorbringen, erhalten die Liebesbriefe eine existentielle Bedeutung. So schreibt Wilhelm im Juni 1790: „Deine Blätter geben mir eine so unendliche Freude, ich lese sie und lese sie wieder so oft, und küsse sie und weine manchmal darüber, und trage sie bei mir, wie einen Talisman“.⁴⁰ Caroline schreibt ähnlich: „Ich trug Deinen Brief auf dem Herzen, und so war's mir leidlicher unter den Menschen. Ach, es sind Worte des Lebens“.⁴¹

Bis zu diesem Zeitpunkt haben sich mehrere, sich teilweise überschneidende Varianten des Briefwechsels herausgebildet, es gibt eine Gruppenkommunikation mit den Tugendbund-Freunden und -Freundinnen, einen intergenerationellen Verhandlungsbriefwechsel mit den Eltern, mit dem Ziel die Hochzeit zu realisieren und es gibt den intimen Liebesbriefwechsel. In Letzterem ist immer wieder von den Geschlechtern und ihren Aufgaben die Rede – diese sollen nun im folgenden dritten Teil kommentiert werden.

III GESCHLECHTERBILDER

Wilhelm von Humboldt publizierte in Schillers *Horen* 1795 zwei Aufsätze mit den Titeln *Ueber die männliche und weibliche Form* und *Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluss auf die organische Natur*. Dort geht Humboldt von einem binären Modell der „Natur“ aus, von „verschiedene[n] ungleichartige[n] Principien“, „die man, da die einen mehr thätig, die andern mehr leidend sind, die zeugenden (im engeren Verstande des Worts) und die empfangenden“⁴² nennt und die sich zu einem Ganzen vereinigen können. Im Weiteren werden der „männliche und weibliche Charakter“ beschrieben, dem weiblichen wird die „reizende Anmuth und die

37 Caroline an Humboldt, [Burgörner], 7. Juli 1790, Mittwoch abend, B (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 193.

38 Ebd., S. 194.

39 Humboldt an Caroline, [Berlin], Donnerstag abends, 30. Sept. 1790, B (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 234.

40 Humboldt an Caroline, [Berlin], den 26. Juni 1790, B (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 176.

41 Caroline an Humboldt, [Burgörner], Freitag abend 10 ½ Uhr, 17. September 1790, B (wie Anm. 6), S. 215.

42 Wilhelm von Humboldt: „Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluss auf die organische Natur“, online unter: <<http://www.friedrich-schiller-archiv.de/die-horen/die-horen-1795-stueck-2/v-ueber-geschlechtsunterschied-und-einfluss-auf-organische-natur/>> [Stand: 26.6.2014].

liebliche Fülle“, dem männlichen die „Begriffe“⁴³ zugeordnet. Dass damit ein Zirkelchluss zwischen Natur als Grundlage für kulturelles Geschlecht und Kultur aus Ausgangslage für „natürliches“ Geschlecht geschaffen wird, wurde etwa von Christina von Braun gezeigt.⁴⁴ Wendet man den Blick von den als wissenschaftlich verstandenen Aufsätzen nun auf die Privatkorrespondenz, die Briefe an Wilhelms Braut und spätere Frau, so findet man auch dort oft Äußerungen zu den Geschlechtern. Weil Humboldt aber im Gegensatz zu seiner Verlobten und späteren Ehefrau über ein publiziertes Werk verfügt – Caroline übersetzte und rezensierte zwar, Publikationen folgten daraus aber nicht –, können gerade seine Briefe immer retrospektiv auf die Entstehung der Theorien, sei es im Bereich der Geschlechtertheorie, Sprachwissenschaft oder dem Denken gelesen werden. Dieser Umstand bewirkt eine Asymmetrie in der Lektüre des Briefwechsels bis in unsere Zeit. Wilhelms Briefe lassen sich in den Kontext seines Werks stellen, während Carolines Briefe isoliert dastehen, oder anders gesagt: Ihre Briefe müssen für sich selbst sprechen.

Zumindest in der Phase des Tugendbundes und rund um die Verlobung transportieren und festigen Wilhelms und Carolines Briefe ein traditionelles Bild von Weiblichkeit. Die Frau – da sind sich beide einig –, geht in der Bestimmung auf, für einen Mann da zu sein. Caroline schreibt etwa: „Ach, was ist das Dasein des Weibes, wenn es nicht die Freude eines edlen Mannes ist? – Wir haben keine Existenz wie diese, und es ist die schönste, die uns die Natur geben konnte. Einem geliebten Wesen *eigen*, alle Wonne, alle Ruhe des Lebens liegt in diesem Gedanken!“⁴⁵ Die eigene, weibliche Existenz wird hier negiert, wenn sie nicht im Besitz eines Mannes aufgehen kann. Weiblichkeit zeigt sich als vollendet in einer possessivierten Relationalität zum Mann.

Auch Wilhelm betont die existentielle Differenz der Geschlechter, in der Weiblichkeit nur in Beziehung zum Männlichen bestehen kann und damit sekundär sein muss:

43 Humboldt, ebd. Zu den Geschlechtscharakteren, s. Karin Hausen, „Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben“, in: Werner Conze (Hrsg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen* (Stuttgart, 1976), S. 363–393.

44 Christina von Braun, *Männliche und weibliche Form in Natur und Kultur in der Wissenschaft*, online unter: <<http://www.bpb.de/system/files/pdf/ETGV97.pdf>> [Stand 21.11.2013].

45 Caroline an Humboldt [Erfurt], Sonnabend abend, 20. März 1790, B (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 105. Dazu später Humboldt: „Es ist eine so schöne Stelle Deines Briefes, meine Lina, wo Du sagst, die Bestimmung des Weibes sei, die Freude eines edlen Mannes zu sein“, vgl. Humboldt an Caroline, [Berlin], 30. März 1790, B (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 112.

Eure Existenz ist anders, ein weibliches Dasein wird erst zu etwas, wenn es die Freude, das Glück eines geliebten Mannes ist, aber die Eure öffnet Euch reichere Quellen des Genusses und der Wirksamkeit, bietet Euch mannigfaltigere Verhältnisse dar. Es ist nicht zu vergleichen. Laß mich davon abrechnen – mein Herz ist zu weich.⁴⁶

Die Differenz der Geschlechter wird als grundsätzliche verstanden, sie erscheint aber auch in pragmatischen Bereichen. In Bezug auf eine erfolgreiche Haushaltsführung preist sich Caroline ihrem Verlobten geradezu an: „Du wirst sehen, was Du für eine Hausfrau an mir hast – geizig bin ich nicht, aber ökonomisch gewiß“.⁴⁷ Das weibliche Subjekt kann in dieser Logik erst durch die Inbesitznahme durch einen Mann existieren, und muss, um dies zu erreichen, seine Vorteile (eben etwa einer haushälterischen Fähigkeit) zeigen. Der Briefwechsel der Brautzeit zeigt sich auch in seiner gender-geprägten Ökonomisierung: Die Braut bietet etwas, was der Bräutigam bei einer geglückten Eheschließung bekommt. Die Liebesbriefe sind so auch Inszenierungsort zukünftiger Rollen, die im Schreiben in einem performativen Akt erprobt versprochen werden.

Neben diesen direkt formulierten Normen, Erwartungen und Erfüllungen von Geschlechterrollen im Alltag wird der Status von „weiblichem Schreiben“ auch zum Gegenstand der Briefe. In unterschiedlichen Zeiten hat das Schreiben von Frauen Bewertungen provoziert, was sich in der Brieftheorie wie auch der -praxis zeigen lässt. Christian Fürchtegott Gellert behauptet etwa in seinem Werk *Briefe* von 1751,

[...] daß die Frauenzimmer oft natürlichere Briefe schreiben, als die Mannspersonen. Die Empfindungen der Frauenzimmer sind zarter und lebhafter, als die unsrigen. [...] Die Frauenzimmer sorgen weniger für die Ordnung eines Briefs, und weil sie nicht durch die Regeln der Kunst ihrem Verstande eine ungewöhnliche Richtung gegeben haben: so wird ihr Brief desto freyer und weniger ängstlich.⁴⁸

Das Lob der scheinbar „natürlicheren“ Briefe ist an eine Erklärung geknüpft: Die Frauen kennen durch ihre oft noch fehlende Schulbildung die Regeln der (Brief-)Rhetorik nicht und können deswegen von eben diesen Regeln nicht in ihrem Schreiben

46 Caroline an Humboldt, [Burgörner], Dienstag abend den 6. Juli 1790, 2 Uhr, B (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 195 f.

47 Caroline an Humboldt, Burgörner, den 10. Juni 1790, B (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 160.

48 Christian Fürchtegott Gellert, *Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen* (Leipzig, 1751), S. 75 f.

negativ beeinflusst werden. Diese Äußerungen Gellerts beinhalten aber neben dem vordergründigen Lob gleichzeitig eine Einschränkung und Festsetzung auf die Gattung Brief, eine indirekte Anweisung, es als Autorin beim Verfassen von Briefen zu belassen und nicht in andere (literarische) Gebiete vorzudringen. Der Jurist Ernst Brandes macht dies in seinen *Betrachtungen über das weibliche Geschlecht* von 1802 explizit:

Die Damen, als Schriftstellerinnen in einem steifen Feyerkleide, nehmen sich vollends am übelsten aus. Wenn die Weiber ihre natürliche, unnachahmliche liebenswürdige Leichtigkeit verlieren, so ist das Schönste, das Eigenthümlichste, was sie besitzen, dahin. [...] In den gedruckten Briefwechseln werden gewöhnlich die weiblichen Briefe den bessern Theil ausmachen.⁴⁹

Auf Caroline von Humboldts Schreiben bezogen, stößt man ebenfalls auf Wertungen der Schreibweise. Wilhelm lobt etwa ihr außergewöhnliches Schreiben und damit die Schreibende als Person: „Du schreibst so gut, meine Li, weißt deine Ideen und Empfindungen so deutlich, so lebendig zu schildern“.⁵⁰

Auch in der Forschung zu diesem Briefwechsel finden sich (Be-)Wertungen von Carolines Briefen. Es gibt beispielsweise Aussagen, dass es sich bei den Briefen um „gleichwertige [] Stimmen“⁵¹ handle oder Carolines Briefe „denen des Mannes vollkommen ebenbürtig“⁵² seien – beides sind Formulierungen, die implizit davon ausgehen, das Schreiben des weiblichen Parts könnte nicht an dasjenige des gelehrten und berühmten Wilhelm herankommen. In der vermeintlichen Aufwertung von Carolines Briefen wird immer von einer potentiellen Minderwertigkeit ausgegangen. Briefe werden somit als relationale Texte gelesen und stehen in einem Vergleichs-, wenn nicht gerade Konkurrenzverhältnis, zueinander. Dass diese Bezugnahme vor allem über die Kategorie Geschlecht (oder etwas genauer gesagt über die Konstellation berühmter Mann und unbekannter Frau) läuft, mag man zu den Bedingungen des 18. Jahrhunderts zählen. Inwiefern die Präsentation des Briefwechsels bei seiner

49 Ernst Brandes, *Betrachtungen über das weibliche Geschlecht und dessen Ausbildung in dem geselligen Leben* (Hannover, 1802), zitiert nach Angelika Ebrecht, Regina Nörtemann, Herta Schwarz (Hrsg.), *Brieftheorie des 18. Jahrhunderts. Texte, Kommentare, Essays* (Stuttgart, 1990), S. 190 f., hier S. 190.

50 Humboldt an Caroline, Göttingen, den 20. März 1789, B (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 30.

51 Berghahn (wie Anm. 3), S. 81.

52 Ebd.

Publikation um 1900 jedoch noch denselben Zuschreibungen unterliegt, wird Gegenstand des nachfolgenden vierten Abschnittes sein.

Bemerkenswert ist jedoch, um davor in einem kleinen Exkurs einen Blick in die Gegenwart zu werfen, die Stabilität im Schreiben über die Geschlechterdichotomie, wenn man sich etwa die Biographie von Hazel Rosenstrauch *Wahlverwandt und ebenbürtig. Caroline und Wilhelm von Humboldt* (2009) ansieht – dort findet sich bereits im Titel das auch bei Berghahn vorkommende Prädikat „ebenbürtig“ für die Beschreibung der Beziehung der beiden Protagonisten. Auf die ihnen gemeinsame adelige Abstammung (also die Geburt als Wortbestandteil von „ebenbürtig“) allein lässt sich dies nicht beziehen, Rosenstrauch schreibt dazu schlicht: „Carolines Stammbaum ist gewichtiger“.⁵³ „Ebenbürtig“ bezieht sich also auf die gleichen Fähigkeiten der Individuen und setzt damit implizit das Gegenteil als Norm voraus. Zudem verhandelt Rosenstrauch Geschlechterstereotypen, wenn etwa ahistorisch von „Carolines weibliche[r] Wärme und männliche[r] Klugheit“⁵⁴ die Rede ist, ohne dass dies als zeitgenössische Zuschreibungen markiert wird. So wird dieser Briefwechsel bis in die heutige Zeit in Bezug auf Geschlechterrollen rezipiert.

IV BRIEFE ALS ERBE UND VERPFLICHTUNG

Im *Vorwort* zur ersten Auflage des Briefwechsels zwischen Caroline und Wilhelm zitiert Anna von Sydow im Jahr 1905 ihren Urgroßvater, der über das Schicksal der Briefsammlung wie folgt bestimmt haben soll:

Ich wünsche, daß der Briefwechsel zwischen mir und der lieben Mutter sogleich von meinen Papieren ausgeschieden werde, und vermache ihn dann Dir, teure Caroline, jedoch so, daß Du ihn Adelheid, diese Gabrielen und diese der ältesten ihrer vier jetzt lebenden Töchter hinterlasse, und er ebenso durch diese gehe. Die von Euch sieben Töchtern und Enkelinnen zuletzt Lebende soll die Freiheit haben, ihn, wem sie will, zu hinterlassen, nur muß er immer in weibliche Hände kommen und aus keinerlei Ursache und unter keinerlei Umständen vernichtet werden. Dagegen bleibt der sonstige Gebrauch dem Gefühl jeder Besitzerin überlassen.⁵⁵

53 Hazel Rosenstrauch, *Wahlverwandt und ebenbürtig. Caroline und Wilhelm von Humboldt* (Frankfurt a. M., 2009), S. 11.

54 Ebd., S. 10.

55 Anna von Sydow, *Vorwort zur ersten Auflage*, in: B (wie Anm. 6), Bd 1, S. V.

Stammbaum.

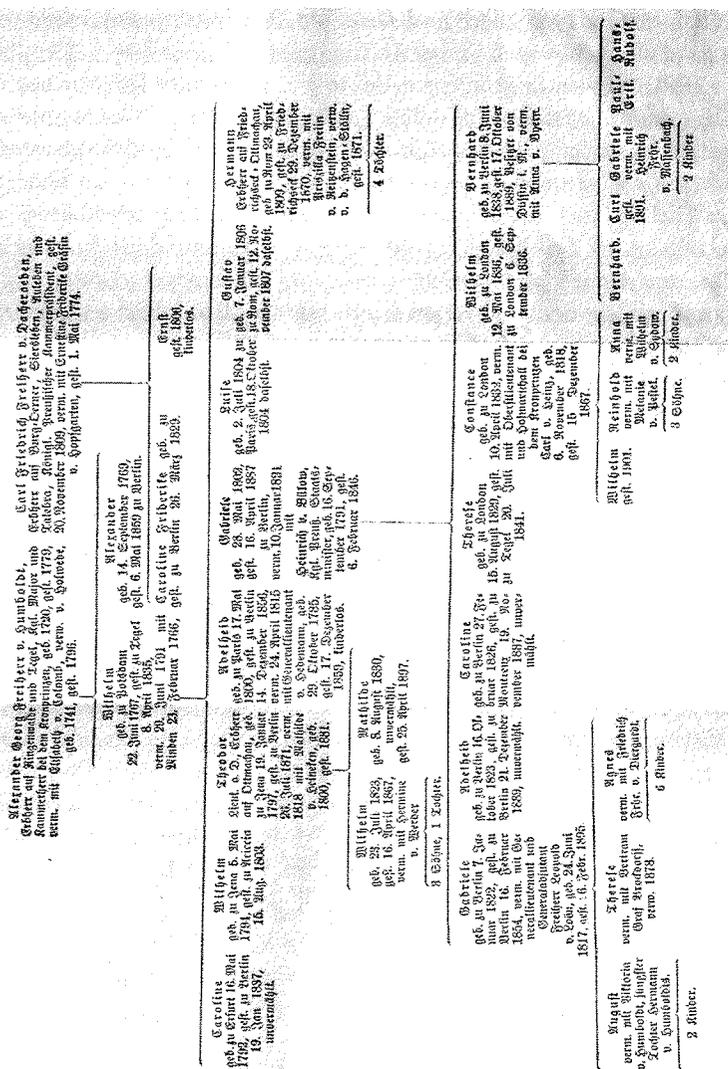


Abb.: Stammbaum der Familie Humboldt. Quelle: Gabriele von Bülow. Tochter Wilhelm von Humboldts. Ein Lebensbild (wie Anm. 1).

Humboldt macht in dieser Anweisung deutlich, dass diese Briefe als von seinen übrigen Arbeiten gesondert zu lesen, aber vor allem zu tradieren sind: Eine Veröffentlichung scheint damals nicht das Ziel gewesen zu sein, es reichte ihm die Vorstellung, dass der Briefwechsel das eigene Leben überdauern würde und in der Familie, oder genauer: „in weibliche[n] Händen“ blieb. In die Zeit passt die explizite Appellation an das „Gefühl“ der jeweiligen weiblichen Nachkommen und Besitzerinnen des Briefwechsels. Der Stammbaum (Abb.) der Familie Humboldt ist auch der bildliche Nachweis, dass und wie die Herausgeberin von Sydow mit ihrem Urgroßvater verwandt ist. Über dieses graphische Mittel, Generationalität darzustellen, wird auch ein mögliches Itinerarium der Briefe erkennbar: Die älteste Tochter der Humboldts, Caroline (1792–1873) wie auch Adelheid (1800–1856) blieben kinderlos, der Briefwechsel ging somit an Gabriele (1802–1887), von deren sieben Kindern fünf Töchter waren. Die fünfte Tochter, Constance von Bülow respektive von Heinz (1832–1920), lebte von allen Kindern am längsten und hat den Briefwechsel ihrer Tochter Anna, der Herausgeberin, vermach. Anna von Sydow schreibt in ihrem *Vorwort*: „Als jüngste dieser Enkelinnen Humboldts trat meine Mutter in den Besitz dieser Briefe, und so wurden sie auch mir ein Heiligtum. Ein Heiligtum, an dem allein sich zu erbauen nicht dem Sinne solcher Vorfahren zu entsprechen scheint.“⁵⁶

Im oben bereits zitierten Brief Wilhelms an Gabriele von 1830 zeigt er eine Bevorzugung von Töchtern gegenüber Söhnen. Im künftigen Sommer, so hoffte Wilhelm damals, würde Gabriele zu ihm kommen und dort auch Mathilde von Heineken (1800–1881), die Frau seines Sohnes Theodor, mit ihren zwei Kindern (Wilhelm und Mathilde) treffen. Wilhelm Senior schreibt über seine Schwiebertochter und Töchter im Allgemeinen:

Ist es nicht ein unendliches Glück, daß sie gerade eine Tochter bekommen hat? Mir hat es nicht bloß eine große Freude gemacht, sondern es hat mich eigentlich tief gerührt, als ein Zeichen des noch nicht von uns wankenden Segens des Himmels. [...] Ich bin nun überhaupt unendlich mehr für die Töchter, man möchte noch so viel haben. Auf das Fortbestehen des Namens habe ich nie Werth gesetzt, mich gerade in einem Sohne wiederzufinden, hat mich auch nicht gereizt. Aber eine Tochter ist ein unendlich beglückendes Wesen. Man kann so ganz mit ihr fühlen und findet sich wieder von ihr begegnet. Wie ich das mit Euch jetzt empfinde, süße Gabriele, mit Dir und Dei-

nen Schwestern, kann ich Euch nicht ausdrücken. Aber so wird es auch freilich wenig Vätern. Es ist das wieder ein Segen der lieben Mutter.⁵⁷

Während Humboldt in diesem Brief alle Vorzüge auf das weibliche Geschlecht (die Ehefrau, die Töchter) legt, werden die viel älteren Briefe an seine Braut vor allem in Bezug auf die Entwicklung des männlichen Subjektes hin gelesen.

Die Brautbriefe zeigten, so schreibt Anna von Sydow in ihrem Vorwort weiter, „das Werden“ von Humboldts Charakter und „den Einfluß, den Caroline v. Dacheröden von der ersten Stunde des Zusammenseins bis über ihren Tod hinaus auf seine Entwicklung gehabt hat. Das Wesen dieser Frau“, so von Sydow weiter, „enthüllt sich uns in dem ganzen Zauber *echter Weiblichkeit*, in der ergreifenden Tiefe ihres Liebens, als Freundin, Braut, Gattin und Mutter.“⁵⁸ Damit schließt von Sydow nahtlos an die Vorstellungen von Männern an, die drei Generationen vor ihr gelebt hatten. So schrieb etwa Joachim Heinrich Campe in seinem *Väterlichen Rath für meine Tochter* (1796) – Campe war einer der Hauslehrer der humboldtschen Brüder gewesen – an die Tochter und damit stellvertretend an alle jungen Frauen: „[I]hr seid viel mehr geschaffen – o vernimm deinen ehrwürdigen Beruf mit dankbarer Freude über die große Würde desselben! – um beglückende Gattinnen, bildende Mütter und weise Vorsteherinnen des innern Hauswesens zu werden.“⁵⁹ Diese Vorstellungen von Geschlechterrollen aus dem 18. Jahrhundert, die zu „echter Weiblichkeit“ dazugehören, werden von Anna von Sydow in die Zeit des nächsten Jahrhundertwechsels übertragen.⁶⁰

Sie erbe den Briefwechsel von ihrer Mutter und entschloss sich zu einer Publikation. In einer entsprechenden Begründung, die zusätzlich zum gängigen Kult um Humboldt auch noch eine Aufrufung der Kategorie Nationalität beinhaltet, schreibt sie:

57 Wilhelm von Humboldt an seine Tochter Gabriele, Tegel, den 2. Okt. 1830, in: *Gabriele von Bülow* (wie Anm. 1), S. 280.

58 Anna von Sydow (wie Anm. 55), S. VI, Hervorhebung MW.

59 Joachim Heinrich Campe, *Väterlicher Rath für meine Tochter. Ein Gegenstück zum Theophron. Der erwachsenen weiblichen Jugend gewidmet* (Braunschweig, 1809), S. 19

60 „[W]ahre Weiblichkeit“ wird auch bei anderen Frauen gesucht und beschrieben, so äußert sich Wilhelm bedauernd über Brendel: „Sie bleibt sich immer mehr gleich und hat tiefen und großen Gehalt, aber ihre Lage zerstört sie, das ist unleugbar, raubt ihr vorzüglich alle Grazie, alle Sanftheit, alle *wahre Weiblichkeit*“; vgl. Humboldt an Caroline, [Berlin], Freitag früh 6 Uhr, 17. Sept. 1790, B (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 217, Hervorhebung im Original gesperrt.

Wenn wir uns jetzt entschließen, davon mitzuteilen, so geschieht es nicht ganz ohne Zagen, ob jene Empfindungswelt, die unserer hastenden Zeit so fremd geworden, noch Verständnis finden wird, aber dennoch in der Überzeugung, daß unser deutsches Volk ein Anrecht hat auf Persönlichkeiten, in denen deutsches Sein und Wesen sich verkörpert.⁶¹

Die Familiengeschichte wird damit auf zeitgenössische politisch-gesellschaftliche Bedürfnisse ausgeweitet, so dass sie an Vorstellungen von Geschlechterrollen geknüpft ist und Identität stiften soll. Von Sydow schreibt weiter im Plural über den Briefwechsel:

Wir legen ihn jetzt in die Hände, ans Herz der deutschen Frauen. Heute, in dem Ringen um unsere Stellung, unser Glück, sind wir in Gefahr, dieses Ideal deutscher Weiblichkeit zu verlieren. Nicht die Anhäufung toten Wissens, nicht der äußere Wirkungskreis des Mannes ist unsere Bestimmung, sondern das Mildern der Härten des Lebens durch die Kraft der Liebe. Im Herzen, nicht im Kopf, im Heim, nicht in der Knechtschaft des öffentlichen Berufs liegen unsere Macht und unser Glück und werden sie ewig liegen.⁶²

Unter Berufung auf Humboldts letzten Willen wird hier die Edition des Briefwechsels durch die Urenkelin vor allem für einen Appell an die Frauen um 1900 genutzt, sich an ihre wahre „Bestimmung“ zu erinnern. Die auf Ausschluss basierende, lineare genealogische Kette der weiblichen Erbinnen und Hüterinnen des Briefwechsels wird dabei aufgebrochen. Von der Blutsverwandtschaft absehend wird das briefliche Erbe auf die „deutschen Frauen“ übertragen, von den weiblichen Erinnernden und Erhaltenden auf eine breite Leserschaft, auf öffentliche Bibliotheken und private Büchersammlungen. Dieser Erziehungsversuch von Sydows stützt sich auf Wilhelm von Humboldt als (männlich konnotierte) Autoritätsfigur und auf Caroline von Humboldt in einer (weiblich konnotierten) Vorbildfunktion. Briefe werden dabei als Beweismittel, Erinnerungsobjekte und als eine Matrix zur Grundlage von Schreiben und weiblicher Lebensführung verwendet.

Synchron betrachtet stiften Briefe um 1800 eine Verbindung junger Menschen, zuerst in einer Gruppe, dann in einer Paarbeziehung. Sie thematisieren und transportieren Briefe, sie bringen Briefe performativ zur Sprache, wenn etwa andere zum

61 Anna von Sydow (wie Anm. 55), S. VI.

62 Ebd., S. VII.

Schreiben angeregt werden oder wenn im Brief berichtet wird, dass ein Brief vorgelesen wird.

„Weibliches“ Schreiben und Lesen, so könnte man zusammenfassend sagen, sind um 1800 wie auch um 1900 von Briefen geprägt – auf unterschiedliche Weisen. Stellen sie um 1800 eine mittlerweile etablierte, aber auch einengende, „weiblich“ konnotierte Schreibpraxis dar, die sich langsam auf andere literarische Bereiche ausweitet, so werden Briefe um 1900 instrumentalisiert als Objekte der Unterhaltung, aber auch der Orientierungs- und Identifikationsfindung für eine Generation lesender Frauen, die sich mit einer immer größeren Breite von Lebensarten konfrontiert sieht.

Diachron verbinden diese Zeiten eine Archivierung und Aufbewahrung der Briefe als Erbstücke innerhalb einer Familie. Sie sind damit Objekte, deren genealogisches Wissen sich mit der Zeit mehrt: So zeichnen die Objekte auch die sie besitzenden Subjekte mit Merkmalen aus – die jeweilige Inhaberin ist Nachfahrin Humboldts, sie ist entweder die älteste oder die einzige noch lebende Tochter und sie ist die so-und-so-vielte in der Reihe der Hüterinnen der Briefe. Der Briefwechsel spinnt verbindende Fäden zwischen den Erbinnen und das so geknüpft Netz breitet sich mit der Publikation der Briefe auf sämtliche Rezipienten aus. Der Moment, in dem der Briefwechsel von einem passiven Objekt, das weitergereicht wird, zu einem die Massen Lesender verbindender Akteur im Sinne Bruno Latours wird, ist der von Anna von Sydow initiierte Medienwechsel: Durch die Transkription und Publikation wird die ehemalige Hand- und Herzensschrift überschrieben, der Wille Humboldts nicht mehr beachtet, die ausschließlich weibliche Überlieferungslinie gelöscht. Mit dieser Bewegung der Negierung und Ausradierung einher geht ein konstruktiver Prozess: Nach langer diachroner Weitergabe verbindet der Briefwechsel eine synchrone Generation, die Leser und Leserinnen zu Beginn des 20. Jahrhunderts eint der Blick zurück – zu Wilhelm und Caroline.